

## Zur Einstimmung

Einem seiner Aufsätze hat mein Lehrer *David Daube* den Titel gegeben: ‚Über das Selbstverständliche in der Rechtsgeschichte‘. Das ist nämlich so eine interessante Sache mit dem Selbstverständlichen – es versteht sich so sehr von selbst, dass man darüber gar nicht erst redet, mehr noch: Dass man vielleicht auch gar nicht auf die Idee kommt, sich darüber Gedanken zu machen, dass hier vielleicht etwas zu reden bzw. zu regeln wäre. Weil selbstverständlich, wird eine Lücke belassen, ohne jedoch zu erkennen, dass dort überhaupt eine Lücke ist. Daube verweist auf gleich mehrere solcher Lücken, bevor er sich dann auf eine fehlende Auflistung der Gründe in antiker-römischer Gesetzgebung konzentriert, weswegen eine Person versklavt wurde. Aus der heutigen Perspektive gesehen, wäre das aber eigentlich genau die Information, die wir als erstes abrufen wollen, wenn wir uns mit einer Sklavenhaltergesellschaft auseinandersetzen. Keine Spur einer solchen Auflistung aber damals; lediglich vereinzelt und etwas mühselig kann man aus dem Gesetzestext von der Mitte des 5. vorchristlichen Jahrhunderts erschließen, dass man Sklave war, weil man als solcher geboren, oder weil man in Gefangenschaft geraten war. Ob es noch weitere Gründe gegeben hat für eine Versklavung, lässt sich aus diesem Text nicht ermitteln.

Diese Lückenhaftigkeit gilt selbstverständlich allgemein. Sie ist also keineswegs allein auf juristische Verlautbarungen – oder gar auch nur solche aus der Antike – beschränkt. Allüberall ist es so, dass das Selbstverständliche nicht weiter beachtet, vielleicht nicht einmal wahrgenommen wird. Deswegen redet man dann natürlich auch nicht darüber, und das ist auch ganz vernünftig so: Das Rad kann schließlich nicht jeweils neu erfunden werden müssen. Diesen Ausgangspunkt erweiternd ist die These weit verbreitet, dass wir ohnedies nur das erkennen

können, von dem es eine Ausnahme gibt. Regeln, so heißt es vielerorts, erschließen sich uns nur über eine Ausnahme. So ist etwa die Luft erst dann zum Thema geworden, als sie anfang, schmutzig bzw. gefährlich (mal-aria = schlechte Luft) zu werden (Alain Corbin ‚Pesthauch und Blütenduft‘); das Wasser, soweit es knapp oder schmutzig ist.

Wenn man diese Allerweltbeispiele weiterdenken wollte, könnte man zu der Frage vorstoßen, ob nicht zum Selbstverständlichen unseres Alltags ein permanentes Geräusch gehört, das durch den Flug unseres Planeten durch den gar nicht so materielosen Weltraum entsteht? Bei Lichte betrachtet, wäre dies nicht einmal ein „Vorstoßen“, sondern ein „Wiederentdecken“ der pythagoreischen Sphärenmusik. Was für diesen Philosophen des 6. Vorchristlichen Jahrhunderts die Sphären waren, könnte heute die im Universum enthaltene Materie sein, deren Zusammenprall mit der rasenden Erde möglicherweise Töne auslöst, die wir überhören, weil sie vielleicht ja den Grundton unseres Hier-Seins auf Erden abgeben.

Wie dem auch sein mag im Bereich der Naturwissenschaften, im Alltäglichen dürfte es sich ähnlich verhalten. Und damit kommen wir zu dem in diesem Buch thematisierten Phänomen. Es ist schwer, sich ein menschliches Verhaltensmuster oder einen Erfahrungswert vorzustellen, das bzw. der im gesamten Ablauf des Lebens eines jeden einzelnen von uns – egal ob heute oder vor 3000 Jahren, egal ob auf den Cork Islands in der Südsee oder auf Grönland im Nordatlantik, egal ob jung oder alt, ob dick oder dünn, ob groß oder klein – vergleichbar oft, dauerhaft und omnipräsent ist wie das Scheitern. Von der Wiege bis zur Bahre: Der Weg jedes Einzelnen von uns ist gepflastert mit Erlebnissen des Scheiterns, an dessen Abschluss dann unser aller große gemeinsame Erfahrung eines ultimativen Scheiterns wartet, die Sterblichkeit. All diese Erlebnisse wie auch das

jeweils damit verbundene Gefühl gehören zwangsläufig zu den Grunderfahrungen eines jeden Menschen, sie sind so etwas wie die Elementarteile (nicht: -teilchen) des Lebens. Zumindest der durchschnittliche Alltag eines jeden von uns ist durchsetzt davon, und als Glück empfinden wir oft genug, wenn wir einmal nicht scheitern.

Und hier kommt jetzt das Verwunderliche: Soweit ersichtlich, hat sich bislang gleichwohl kein Philosoph darangemacht, dieses Fundamentalphänomen der menschlichen Existenz in Gestalt einer großen Philosophie des Scheiterns zu erfassen. Na gut – mit dieser großspurigen Feststellung soll nicht gesagt werden, dass Scheitern nicht registriert würde; das würde natürlich nicht stimmen. Denn bisweilen wird es sehr wohl eigens thematisiert – etwa von *Karl Jaspers* im 3. Band seiner Philosophie oder von *Manuel Reinhard*, der seiner Abhandlung über Derridas aporetische Schriften den Titel ‚Philosophie des Scheiterns‘ gibt – und von einer ganzen Kohorte von Ratgeberliteratur gar als Mutmacher gedeutet – etwa durch *Charles Pépin* in seiner Schrift über ‚Die Schönheit des Scheiterns‘.

Jedoch: Kein Philosoph oder wie auch sonst geprägter Denker hat diesen Elementarteil des Menschlichen je in den Rang eines generationenübergreifenden Diskurses gehoben – anders als etwa die großen philosophischen Fragestellungen der Ethik, der Metaphysik oder des Erkenntnisgewinns, aber auch der philosophischen Anthropologie. Und damit kommen wir zurück zum Ausgangspunkt dieser Einleitung: Vielleicht liegt ja die Erklärung für diese Auslassung darin, dass auch hier etwas von dem Selbstverständlichen durchscheint. Weil wir alle scheitern, und das auch noch regelmäßig und durchgängig, kommt es einem so vor, als würde man das Scheitern gar nicht mehr als ein Dauerphänomen wahrnehmen, und wenn dann doch einmal, dass man es wegen seiner Omnipräsenz nicht der Rede werthält, zumindest nicht der ausführlichen.

Andererseits: Vielleicht ändern sich die Dinge jedoch gerade in der gegenwärtigen Zeit. Denn so wie es die Chefarztin des Irrenhauses *Mathilde von Zahnd* nach ihrem Ideenraub (in Gestalt der Kopie der Unterlagen „Einsteins“) diesen gegenüber den drei Physikern in *Friedrich Dürrenmatts* „Komödie“ ‚Die Physiker‘ so rechtfertigt, dass die großen Entdeckungen ohnedies in der Luft liegen und jederzeit und überall aufgeschnappt werden könnten, erschien während der Abfassung des vorliegenden Buches in den USA ein von dem rumänischen Philosophen *Costica Bradatan* geschriebenes Buch mit dem Titel ‚In Praise of Failure: Four Lessons in Humility‘, in dem er anhand von vier Lebensschicksalen (Simone Weil, Mahatma Gandhi, Emil Cioran, Yukio Mishima) vier Formen des Scheiterns vorstellt und damit eine Kategorisierung vornimmt, die auch hier versucht werden soll, ohne dass es dabei allerdings zu größeren Überschneidungen käme.

Eine Erklärung für ein gerade gegenwärtig einsetzendes, gesteigertes Interesse am Scheitern des Menschen – und zwar auf weltweiter Basis – ließe sich dabei durchaus vorstellen: Möglicherweise ist es ja so, dass die gegenwärtige (2023/2024) Polykrise der Menschheit vor Augen führt, dass sie es ist, die das Scheitern der Spezies insgesamt oder gar der gesamten Welt herbeiführt. Insbesondere die Klimakrise droht die Menschheit insgesamt zu vernichten (oder doch massiv zu gefährden) und ist offenbar die naturwissenschaftlich nachweisbare Konsequenz eigenverantwortlichen Handelns. So wie die Atombombe das Zeug dazu hat, sogar den gesamten Planeten auszuradieren, haben wir (das ist wohl primär und für lange Zeit ganz besonders der Westen) das Klima ungeachtet der frühen, mehr als ein halbes Jahrhundert zurückliegenden Warnungen des *Club of Rome* bislang offenbar allzu sorglos als vernachlässigbaren Faktor angesehen. Angesichts einer derartigen omnipräsenten und ubiquitären Bedrohung wäre es

demnach durchaus nachvollziehbar, wenn das Scheitern als umfassendes Phänomen des Menschlichen in den allgemeinen Wahrnehmungsradar rücken und damit zu einem zentralen Thema avancieren würde.

Allerdings sollte bei aller daraus resultierender, berechtigter Besorgnis vielleicht nicht aus den Augen verloren werden, dass Weltuntergangsvorstellungen eine lange Tradition haben. In ihr ist die „Apokalypse“ im letzten Buch des biblischen Neuen Testaments weder die Früheste noch die Späteste. Über die Unheilsverkündigungen gerade für Prag und Umgebung beispielsweise gibt es ein ausführliches, den Untergang prognostizierendes Flugblatt vom 12. November 1577, weil dort ein langschweifiger Komet gesichtet und als Strafe verheißendes Zeichen von Gottes Zorn („Schrecklichs Wunderzeichen“) interpretiert wurde. Kurz zuvor hatte etwa Martin Luther den Weltuntergang auf 1532, dann auf 1538 und schließlich auf 1541 vorhergesagt, um dann vier Jahre darauf von der nach wie vor existierenden Welt zu scheiden. Im Jahr 62 hat laut *Flavius Josephus* ein gewisser Jesus (nicht identisch mit dem uns allen bekannten) den Untergang Jerusalems prognostiziert („Bellum Iudaicum“). Unter dem Begriff Chiliasmus wird in der Geschichte dasjenige Schreckens- bzw. Erwartungsszenario (Offenbarung 20.4) zusammengefasst, das sich mit dem Herannahen des 1. Januar 1000 in der christlichen Welt immer intensiver auslebte (1000 Jahre später waren vor allem die Programmierer dieser Welt außerordentlich nervös, was der 1.1.2000 in den Computern auslösen würde).

Und im Kunsthistorischen Museum in Wien hängt ein Aquarell von *Albrecht Dürer* aus dem Jahr 1525, in dem er unmittelbar nach seinem Aufwachen seinen nächtlichen Albtraum wiedergegeben hat – den Beginn einer Sintflut (großartig dazu Romedio Schmitz-Esser „Um 1500: Europa zur Zeit Albrecht Dürers“). In diese Zeit, in der nicht nur die frische Vergrößerung der Welt (Amerika war erst 25 Jahre zuvor entdeckt worden) mental einzuordnen und zu verkraften war,

sondern in der auch die Fundamente der bisherigen Glaubensgewissheiten in ein immer stärker wahrnehmbares und für jeden einzelnen in ein potentiell gefährliches Schwanken geraten waren, und in der ein *Martin Luther* bereits in den Startlöchern der von ihm initiierten grundstürzenden Reformation stand, passt es, dass ein *Girolamo Savonarola* von Florenz aus Untergangsszenarien verbreitete, die weit über Florenz und Italien hinaus Wirkung zeitigten.

Es ist ein Wesensmerkmal des Scheiterns, dass es überaus facettenreich daherkommt. Wir werden das nachfolgend wieder und wieder ansprechen – sowohl bei den verschiedenen Kategorien des Scheiterns als auch bei den mit ihnen verbundenen, höchst unterschiedlichen Reaktionsmustern. Bei einem auch nur kurzen Innehalten erkennt man beispielsweise recht schnell, dass die Allgegenwärtigkeit des Scheiterns durchaus das Zeug auch dazu hat, uns Menschen zum Lehrmeister zu werden. Spornt es uns doch beispielsweise dazu an, einen neuen Versuch zu wagen, zeigt es uns doch Grenzen auf und mutiert damit zu so etwas wie einem Leitfaden des Lebens, oder fungiert es doch als Bindemittel von Gemeinschaften, indem innerhalb deren als Scheitern definiert ist, was andernorts vielleicht niemals mit Scheitern in Verbindung gebracht würde. Die Beispiele ließen sich nahezu beliebig vermehren und gemeinsam würden sie letzten Endes allesamt darauf hindeuten, dass Scheitern am Ende des Tages ein Wesenskern der *condicio humana* ist. *John Maynard Keynes* hat diese Einsicht mal so auf die Spitze getrieben: „Worldly wisdom teaches that it is better for reputation to fail conventionally than to succeed unconventionally“ (‘The General Theory of Employment, Interest, and Money’).

Angesichts dieser Fundamentalität und Vielgestaltigkeit des Scheiterns ist es das Anliegen dieses Buches, gleichsam in einem ersten, recht unbeholfenen (weil rein subjektiv gefärbten) Schritt die Aufmerksamkeit darauf zu lenken, wie allgegenwärtig und zeitlos es ist, vor allem aber auch, wie menscheitsumfassend

und damit recht eigentlich menschenverbindend. Es geht nachfolgend also nicht um den (ohnedies zum Scheitern verurteilten, gleichwohl aber durchaus erstrebenswerten) Versuch, Vorüberlegungen für eine große Philosophie des Scheiterns anzustellen. Es wird mithin kein tiefer liegender Sinn gesucht – was übrigens angesichts der evolutionären Immanenz und Unabdingbarkeit des Scheiterns ein recht ambitioniertes, ja vermutlich sogar vermessenem Anliegen wäre. Es werden vielmehr allein Berichte, Darstellungen und sonstige Kulturerscheinungen aneinandergereiht und vorgestellt, denen allesamt gemeinsam ist, dass sie nach Maßgabe der hier unternommenen Kategorisierung um ein wie auch immer zu verstehendes Scheitern kreisen.

Das ist deswegen so erhellend, weil sich an der Kulturgeschichte besonders eindringlich offenbart, wie sehr das Scheitern des bzw. der Menschen seit jeher und überall auf der Welt internalisiert ist. Die Mythologie etwa ist voll von Scheiternenden, der sportliche Wettkampf ist ohne Scheitern nicht möglich, und die Literatur ist durchzogen von dem Scheitern beispielsweise eines Don Quijote, einer Anna Karenina oder eines Othello. Und indem Faust am Ende des zweiten Teils dadurch errettet werden kann, dass er sich „immer strebend bemüht“, wird zum einen das Scheitern gleichsam durch die Hintertür (wer immer streben muss, droht wohl auf dem Weg immer zu scheitern) in diese Tragödie eingeführt, wie es auch zum anderen impliziert, dass die Religion (das braucht nicht notwendig allein die christliche zu sein) offenbar ein Erlösungsversprechen gegenüber dem irdischen Scheitern-Müssen ist.

Das Thema ist von geradezu allumfassender Weite, so dass es sich von selbst versteht, dass das Nachfolgende nichts anderes ist als die Aneinanderreihung einiger weniger, kleiner Bröckchen, die aus dem riesigen Steinbruch der allgemeinen Kulturgeschichte – noch dazu beschränkt durch den persönlichen Wissenshorizont – zusammengetragen sind. Die Beispiele genügen aber wohl immerhin

doch, um die enorme Variationsbreite völlig unterschiedlicher Reaktionsmuster aufzuzeigen, die dem Scheitern gegenüber an den Tag gelegt oder suggeriert werden.

Wir beginnen aber zunächst einmal mit dem Versuch, in die Erscheinungsvielfalt eine Struktur einzufügen, und sei sie noch so grobschlächtig. Denn allein schon mit einer derartigen Kategorisierung verschiedener Formen des Scheiterns lässt sich erkennen, wie facettenreich diese sind und welche allumfassende Bedeutung wir damit dem Begriff des Scheiterns zuerkennen. Vor allem aber erlauben sie uns, sie anschließend mit den angesprochenen Reaktionsmustern zu kontrastieren. Auch dabei differenzieren wir, wohl wissend, dass auch hierbei der Fokus deutlich schärfer eingestellt werden könnte. Weil aber vorliegend gar nicht erst der Anspruch verfolgt wird, gleichsam ein Periodensystem der Reaktionen zu erstellen, weil also nicht naturwissenschaftliche Trennschärfe angestrebt ist, begnügen wir uns mit allgemeineren Kategorien, die ihrerseits jedoch deutliche Eigenständigkeit besitzen und dadurch die Unterschiedlichkeit der jeweiligen Reaktionstypen nachdrücklich betonen. Enden werden wir dann schließlich mit ein paar Schlussfolgerungen – besser vielleicht: Überlegungen zu möglichen Schlussfolgerungen, die sich aus dem hier Zusammengestellten ziehen lassen können.